

Mai 2006

Amerika Interview

Niveaulosigkeit im Weißen Haus

Die amerikanische Philosophin Susan Neiman im Interview über Amerikas Europabilder

Deutschland aus amerikanischer Sicht ist ein Arbeitsschwerpunkt der amerikanischen Philosophieprofessorin Susan Neiman. Die 51-Jährige ist seit 2000 Direktorin des Einstein Forums in Potsdam, das sich den Austausch von Ideen über Fach- und geographische Grenzen hinweg zum Ziel gesetzt hat.

zeitzeichen:

Frau Neiman, ist Europa in den Augen der Amerikaner in den vergangenen Jahrzehnten geschrumpft?

Susan Neiman:

Ich warne davor, von „dem Amerikaner“ oder von „der amerikanischen Wahrnehmung“ zu sprechen. Amerika ist heute geteilt wie seit dem Bürgerkrieg nicht mehr. Und es gibt dementsprechend zwei Europabilder. Auf der einen Seite das von der Bush-Regierung gepushte Bild der Europäer als verwöhnte, reiche und prinzipienlose Schwächlinge, die in ihrem immer irrelevanter werdenden Paradies leben. Auf der anderen Seite steht die unter gebildeten Amerikanern verbreitete Hoffnung, dass die Europäer uns retten mögen – schließlich waren sie, Deutschland vor allem, aber auch Frankreich, die Einzigen, die gegen den Irakkrieg protestiert hatten. Man wartet in Amerika regelrecht darauf, dass Europa seine Stimme erhebt, um die jetzige Regierung zu bremsen.

Das hieße, die Ressentiments, die Donald Rumsfeld mit seiner Rede vom „Alten Europa“ aufgerufen hat, haben sich nur in einem Teil der Bevölkerung durchgesetzt?

Susan Neiman:

Mai 2006

Amerika Interview

Ich finde es witzig, dass diese Rede von Rumsfeld in Europa für soviel Aufregung gesorgt hat. Rumsfeld hat diesen Satz gesagt wie ein pubertierendes Kind, das blödeln will, das gegen seine Eltern rebelliert in dem Sinne „Ach, ihr alten Knacker habt mir doch nichts mehr zu sagen.“ Mehr war da nicht, in Amerika hat das kein Mensch ernst genommen.

Ist es nicht gerade „typisch Europa“, das ernst zu nehmen?

Susan Neiman:

Ja. Die Europäer nehmen die Bush-Regierung viel ernster, als sie es verdient. Wie oberflächlich und gedankenlos diese Regierung arbeitet, kann man sich aber nicht deutlich genug machen. So eine Niveaulosigkeit gibt es in Europa eigentlich nicht, auch wenn allerlei Fehler in der europäischen Politik gemacht werden. Andererseits: Europa hat kein Selbstbewusstsein. Besonders in Deutschland ist die Vorstellung verbreitet, wir säßen auf einem absterbenden Ast. Alles, was von drüben kommt, wird da leicht als Bestätigung dieser depressiven Haltung empfunden.

Woran machen Sie das mangelnde Selbstbewusstsein fest?

Susan Neiman:

Die Europäer fühlen sich politisch immer noch sehr schwach. Es existiert kein gemeinsames Europabild. Die Europäer sehen Europa kaum als Einheit. So habe ich vor Beginn des Irakkrieges immer wieder Sätze gehört wie: „Wir haben sowieso nichts zu sagen“, oder „Wir haben keine Chance gegenüber den Großmächten.“ Allerdings könnte Europa mit seinen 483,3 Millionen Einwohnern – die hinzukommenden Beitrittsländer eingeschlossen – sowie seinem gewaltigen wirtschaftlichen Potenzial sehr wohl eine Großmacht darstellen. Von außen gesehen steht das außer Frage. Im Blick auf die Kultur macht sich unter den Europäern zudem das Gefühl breit, Europa sei kulturell erschöpft, die großen Sachen kämen alle aus Amerika. Das war vor 25 Jahren noch anders, damals war Europa sehr herablassend. Man neigte zu sagen, es gebe keine amerikanische Kultur. Schriftstellerinnen wie Toni Morrison kannte damals

Mai 2006

Amerika Interview

keiner – sie war ja noch keine Nobelpreisträgerin. Inzwischen hat man eingesehen, dass wunderbare kulturelle Leistungen – ob in Film, Literatur oder Kunst – aus Amerika kommen.

Ältere Hollywoodfilme enthalten viele Anspielungen auf Europa. Es bestand damals offenbar in den Vereinigten Staaten eine große Bereitschaft, kulturelle Impulse aus Europa aufzunehmen. Ist die Beobachtung richtig, dass sich das etwas erschöpft hat?

Susan Neiman:

Nein, auf gar keinen Fall. Der ganze kultur-literarische Bereich ist sehr stark von der französischen Philosophie der vergangenen Jahrzehnte geprägt. Weniger bei den Fachphilosophen als in der intellektuellen Öffentlichkeit – einen Einfluss, den ich nicht für besonders erfreulich halte. Es gibt auch heute immer noch eine Art von Huldigung Europas: Europa ist dort, wo die Kultur herkommt und wo die Kultur immer herkam. Ein Beleg dafür ist beispielsweise Berlin. Alle jungen, irgendwie coolen Amerikaner, die mit Kunst zu tun haben, wollen nach Berlin. Natürlich reden wir vom gebildeten Teil Amerikas.

Nur zehn Prozent aller Amerikaner haben einen Pass. Nur zehn Prozent sind also jemals im Ausland gewesen. Das ist schon ein großer Unterschied zu Europa.

Heute wird von den USA häufig von einem „Imperium“ im Sinne des Römischen Reiches gesprochen. Ist das ein stimmiges Bild?

Susan Neiman:

Es gibt keine Wiederholung im strengen Sinne in der Weltgeschichte, solche Vergleiche hinken immer ein wenig. Doch auch in Amerika wird viel über die Imperiums-Vorstellung diskutiert. Wenn man Amerika als ein Imperium bezeichnen will, so handelt es sich um ein neuartiges Imperium, eines mit einem komplizierten – ich will nicht sagen schlechten – Gewissen. Die Amerikaner sind da sehr gespalten, denn man hat sich nie als Imperium verstanden. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg war der Widerstand gegen alles, was wie ein Imperium aussah, groß, das Gegenbild war

Mai 2006

Amerika Interview

immer die splendid isolation. Selbst die Konservativen sind heute gespalten, auch unter den Republikanern existieren Kreise, die die imperialistischen Tendenzen der Bush-Regierung kritisieren. Dabei wird oft eine Rede Dwight D. Eisenhowers zitiert, der ja nicht nur Republikaner, sondern auch General war, in der er davor warnte, Amerika könne an dem military industrial complex zugrunde gehen. Michael Moore hat das in seinem Film aufgegriffen, und es ist ganz klar, dass der von Eisenhower geschilderte Prozess realistisch ist: Mit Öl und mit Waffen wird viel Geld verdient – und dies, ideologisch untermauert mit dieser schrecklichen fundamentalistischen Religion, ist eine gefährliche Mixtur.

Auf welchen Feldern werden sich denn Ihrer Meinung nach Europa und USA ähnlicher und wo entfernen sie sich eher voneinander?

Susan Neiman:

Vieles wird von den Wahlen 2008 abhängen. Wenn die Demokraten das Weiße Haus nicht zurückerobert, sieht es schlecht aus. Ich glaube, die Europäer unterschätzen die Gefährlichkeit dieser Regierung und ihrer Tendenzen innerhalb der USA. Man neigt immer dazu, die Republikaner so in etwa mit der ein bisschen rechten CDU zu vergleichen. In Amerika ist das aber grundsätzlich anders: Der Wandel, der sowohl in der Innen- als auch in der Außenpolitik seit 2000 stattgefunden hat, ist wirklich gravierend. Wenn man den Umfragen traut, halten mittlerweile rund 67 Prozent der Amerikaner Bushs Politik für falsch. Vor kurzem gab es eine Umfrage in der amerikanischen Bevölkerung, welche Worte am häufigsten mit Bush in Verbindung gebracht werden: An erster Stelle rangierte „inkompetent“, gefolgt von „Idiot“ und „Lügner“. Das sind Einschätzungen der Durchschnittsamerikaner.

Aber an der Wahlurne sieht es wahrscheinlich wieder ein bisschen anders aus.

Susan Neiman:

Möglicherweise. Wir stehen an einem Scheideweg und vielleicht ist es schon zu spät. Vielleicht wird Amerika aber auch zu den Werten zurückfinden, die wir alle schätzen,

Mai 2006

Amerika Interview

und die wir im Grunde genommen gemeinsam mit den Europäern haben: die Werte der Aufklärung. Schließlich wurde die Aufklärung zwar in Europa erfunden, aber realisiert wurde sie zuerst in Amerika. Die Europäer haben damals nach Amerika geschaut, die Amerikanische Revolution fand vor der Französischen statt.

Die Amerikaner haben gewissermaßen ein instinktives Verhältnis zur Demokratie. Sie haben die demokratischen Wurzeln tief verinnerlicht, während die Europäer viel hierarchischer denken. Aber inzwischen haben die Europäer wirklich demokratische Strukturen und sind Amerika in einigem voraus – eine Zusammenarbeit zwischen Europa und Amerika wäre für beide Teile von Nutzen. Das Gelingen hängt allerdings auch von den Europäern ab. In dieser Hinsicht bin ich von den Europäern etwas enttäuscht, denn ich treffe in Europa selten Menschen, die eine differenzierte Meinung zu Amerika haben. Die zugeben können, dass sie an Amerika einiges lieben, bewundern und schätzen und andererseits sagen: „Das, was hier passiert, ist eine Schande!“ Viel öfter begegnen mir stattdessen stille Ressentiments oder eine komplizierte Mischung aus Schuld und Unsicherheit. Man traut sich nicht aufzustehen und zu sagen: So geht es nicht.

Wie soll der Schaden, der durch Guantánamo und Abu Ghraib angerichtet wurde, jemals repariert werden?

Susan Neiman:

Abu Ghraib habe ich als „böse“ charakterisiert, ein Wort, das ich ansonsten äußerst sparsam verwende. Die Glaubwürdigkeit und jeder Versuch, Menschenrechte durchzusetzen, wurde durch Abu Ghraib nachhaltig geschädigt. Der amerikanischen Regierung scheint das egal zu sein. Al Gore hat in der besten Rede seines Lebens, die er nach den ersten Berichten über Abu Ghraib gehalten hat, ausgerufen: „Das ist eine Schande.“ Europa darf sich aus dieser Debatte nicht heraushalten, es muss Stellung nehmen, darf nicht bei dem artigen „Wir mögen Guantanamo nicht“ stehen bleiben. Ich erwarte mehr von einer europäischen Regierung, als dass sie diese Worte offensichtlich nur an die eigene Bevölkerung richtet, dann aber mit weichen Knien zum Weißen Haus

Mai 2006

Amerika Interview

geht. Deutschland und Europa müssen mehr Mut zeigen und sagen: „Wir gehen da nicht mit!“

Das Presseecho auf den Besuch Angela Merkels im Weißen Haus war durchaus positiv. Nach dem Motto: „Die traut sich aber was!“

Susan Neiman:

Sie sollte sich ein bisschen mehr trauen. In Amerika hielt die Presse diese Bemerkung für nicht erwähnenswert. Sie war etwas für das deutsche Publikum. Glückliche im Weißen Haus, Lächeln und Händeschütteln, darum ging es. Der Höhepunkt einer jeden diplomatischen Karriere ist und bleibt die Einladung ins Weiße Haus. Man sollte sich überlegen, ob das so sein muss. Es gibt Orte, wo ich nicht hingehen würde. Wir haben doch alle ein bisschen Rückgrat – hoffe ich. Auch im Weißen Haus sitzt nur ein Mensch, der ein bisschen Macht hat. Man kann auch Nein sagen.

Diese Form von Realpolitik, wenn wir es mal so nennen wollen, wird ja auch gegenüber anderen Ländern – gegenüber China und gegenüber Russland – betrieben.

Susan Neiman:

Gewiss, wenn man nur mit Regierungen umgehen wollte, mit denen man in allem einverstanden wäre, säße man natürlich in einem relativ kleinen Kreis. Wenn man sich entscheidet, irgendwo in der Welt zu agieren, muss man auch Hände schütteln, die man nicht unbedingt immer schütteln wollte. Aber ich bitte darum, zu überlegen, was tatsächlich die Folgen wären, wenn einer sagen würde: Natürlich haben wir immer eine große starke Verbundenheit mit Amerika, aber jetzt wollen wir unsere Kritik ein bisschen lauter sagen. Einige Leute warten darauf. Allerdings glaube ich, dass in Deutschland die Meinung vertreten wird, mehr als ein hilfloser Protest lohne sich nicht, bringe sowieso nichts. Doch es hat in der Welt immer wieder Widerstandsbewegungen aller Art gegeben, bei denen erstaunlicherweise genügend Leute bereit waren, Nein zu sagen.

Mai 2006

Amerika Interview

Ein großer Unterschied zwischen Europa und USA besteht in der Religiosität Amerikas. Doch wie existenziell ist dieser Unterschied wirklich?

Susan Neiman:

In Amerika hat man weniger Angst, sich auf Werte zu berufen. Das finde ich gut. Moral wird in Europa – nicht nur in Deutschland – häufig als Schimpfwort verwendet. Das ist in Amerika anders und geht über alle politischen Unterschiede weit hinaus. Als Kantianerin glaube ich zwar, dass Moral und Religion getrennt sind. Aber in der Realität kommen sie oft zusammen. In Amerika ist das Verhältnis kompliziert: Einerseits verlangt die Verfassung die Trennung zwischen Kirche und Staat, Religionsunterricht und Kirchensteuer sind völlig unbekannt. Es bestehen jedoch andere Verbindungen zwischen Kirche und Staat: Die fundamentalistischen Gruppen sind viel radikaler als die Evangelikalen in Europa. Sie sind gefährlich. Sie sind sehr politisch, und das in einer wirklich Angst machenden Dimension. Zu den meist verkauften Büchern in Amerika zählt die Serie *Left behind* – eine christliche Apokalypse, von Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins verfasst –, die endzeitliche Vorstellungen mit Weltpolitik verstrickt (zeitzeichen 6/2005). Dort kann man beispielsweise nachlesen, dass der UNO-Generalsekretär ein Ur-Europäer und zugleich der Antichrist sei. Apokalyptische Vorstellungen halten Einzug in die Politik und werden auch in Regierungskreisen ernst genommen. Das ist ein großer Unterschied zu Europa.

Ein anderer Unterschied zwischen den USA und Europa liegt in den Sozialsystemen. Das alte Europa pflegt stolz auf seine Sozialsysteme zu sein. Wie stellt sich das aus amerikanischer Perspektive dar?

Susan Neiman:

Ich selbst sehe das heute anders, als ich es früher gesehen habe. Früher lobte ich das europäische System vorbehaltlos. Ich wünschte mir, dass dieses Sozialsystem überall auf der Welt eingeführt würde.

Mai 2006

Amerika Interview

Inzwischen stelle ich mir auch die Frage, ob wir in Europa nicht zu weit gegangen sind. Mich ärgert zum Beispiel die Debatte um das Kinderkriegen in Europa. Ich bin als Mutter von drei Kindern für alles zu haben, was das Familienleben erleichtert. Aber wenn ich in den Zeitungen und Magazinen lese, es sei eine Zumutung zu erwarten, dass junge Leute Kinder kriegen, wenn sie nicht von Anfang an einen gesicherten Arbeitsplatz hätten und vom Staat für das Leben versorgt würden, frage ich mich, wie die Menschheit sich jemals vermehrt hat. Hier herrscht die Mentalität vor, der Staat soll mich versorgen. Das empfinde ich als lähmend.

Ein anderes Beispiel ist das Bildungssystem: Ich schätze die amerikanischen Universitäten sehr. Ich gebe viel dafür aus, dass mein Sohn dort studiert. In Amerika ist man bereit, einiges für diese gute Ausbildung zu tun. Man überlegt, was ist wichtiger: Dass ich überall auf der Welt Ferien machen kann oder dass meine Kinder wirklich eine gute Ausbildung bekommen? Zweitens geht man davon aus, dass Studenten arbeiten. Dass das in Europa oft abgewertet wird, finde ich irrwitzig. Ich habe meine ganze Studienzeit über gekellnert und habe das als Bereicherung erlebt. Hier müsste man umdenken und nicht länger erwarten, dass sich der Staat um alles zu kümmern hat.

Das Gespräch führten Barbara Schneider und Dr. Helmut Kremers am 21. März 2006 in Potsdam.